

Der pastorale Hausbesuch

Seine Notwendigkeit und Möglichkeit

Von Pfarrer Theodor Blieweis, Wien

Der pastorale Hausbesuch liegt in unserem Lande im argen, seit Jahrzehnten, vielleicht seit Jahrhunderten schon. Wohl aus dieser Erkenntnis wurde das Anliegen des pastoralen Hausbesuches zum Thema der letzten Pastoralkonferenz der Wiener Erzdiözese gewählt. Und wohl noch aus einem anderen Grunde: weil er vielleicht noch nie in der Seelsorge unseres Landes so wichtig und dringlich war wie heute.

Damit stehen wir bereits beim ersten Punkt unseres Themas: **Notwendigkeit** des seelsorglichen Hausbesuches. Wir dürfen wohl sagen: die ganze seelische Einstellung und die seelsorgliche Not unserer Tage drängen den Priester zum regelmäßigen pastoralen Hausbesuch. Der heutige Mensch ist kritisch geworden. Er nimmt nicht mehr wie etwa der Mensch des Mittelalters eine Lehre, zumal eine, die sein persönliches Leben bis ins letzte hinein bestimmen soll, auf bloße Autorität hin an. Er ist von der Wahrheit des Christentums erst überzeugt, wenn er die Übereinstimmung von Lehre und persönlichem Leben erfahren konnte, wenn er einem Glaubenden und nach dem Glauben Lebenden begegnen durfte; wenn er im religiös Ergriffenen den Glauben als eine Wirklichkeit und Realität erlebte. In besonderem Maße gilt dies für den amtlichen Verkünder des katholischen Glaubens, den Priester. Wenn der im tiefsten mißtrauische Mensch von heute spürt, daß der Künder des Gottesreiches mit seiner ganzen Persönlichkeit hinter jedem seiner Worte steht, dann wird er sich gerne überzeugen lassen oder in seinem Glauben vertieft werden. Dies geschieht aber nicht zuletzt durch die persönliche Begegnung, durch den persönlichen Kontakt zwischen Priester und Volk. Zum anderen wäre zu sagen, daß in der Tat die seelsorgliche Not unserer Zeit zum planmäßigen Hausbesuch drängt. Mehr denn je kommt den Familien eine fundamentale Bedeutung in der ganzen Seelsorge zu. Sie sind die natürlichen Zellen jeder Pfarrgemeinde, die christliches Leben zeugen, hüten und verbreiten sollen. Die Zeit kann uns manches nehmen — und hat uns schon einmal manches genommen —, kann uns aus der Öffentlichkeit eliminieren — in wie vielen Ländern ist es zur Stunde so —, die Familie, das Heim der Getauften, bleibt uns immer offen.

Gott zeigt nicht nur durch die psychologische Einstellung des modernen Menschen und die Not der Seelsorge den richtigen Weg in unserer gegenwärtigen Pastoration. Der persönliche Kontakt war schon in den Tagen Christi die wirksamste Seelsorgemethode. Der Herr Jesus hat bereits mit dem pastoralen Hausbesuch begonnen. Er ist also so alt wie die Kirche selber. Jesus hat weder einen Pfarrhof noch ein Palais benötigt. Er ist in die Häuser der

Menschen gegangen. Der Hausbesuch geht also auf Jesus zurück. Der in der Kirche fortlebende Christus verlangt ihn auch heute noch von uns. Das kirchliche Rechtsbuch scheint doch in seinen Kanones 467 und 468 die Seelsorge von Mensch zu Mensch, das persönliche Kennenlernen jedes Gemeindemitgliedes, was nur durch Hausseelsorge erreichbar ist, zu fordern. Wie könnten die Worte auch anders verstanden werden, wenn es im Kanon 467, § 1, heißt: „Debet parochus officia divina celebrare, administrare Sacramenta fidelibus, quoties legitime petant, suas oves cognoscere et errantes prudenter corrigere, pauperes ac miseros paterna caritate complecti . . .“ Also der Pfarrer muß seine Pfarrglieder kennen. So bestimmt es das kirchliche Gesetz. Das „cognoscere“ will sicherlich mehr ausdrücken, als daß der Pfarrer die Pfarrkinder nur dem Namen nach, nur vom Sehen her kenne. Wieviel wäre allein dies schon wert, kennten wir alle Pfarrbewohner nur dem Namen nach und nach ihrem Aussehen! Im Kanon 467, § 2, lesen wir weiter: „Monendi sunt fideles ut frequenter . . . ad suas paroeciales ecclesias accedant ibique divinis officiis intersint et verbum Dei audiant.“ Hiernach soll der Pfarrer die Pfarrangehörigen, die er nicht in seiner Kirche sieht, einladen und auffordern, sich in das Beten und Opfern ihrer Pfarrkirche (ubi commode id fieri possit) einzugliedern. Diese Anweisung setzt den vollen persönlichen Kontakt des Seelsorgers mit seiner ganzen Gemeinde voraus.

Die Wiener Synode bestimmt im Kanon 52: „Die Kenntnis der Pfarre und der Pfarrkinder ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine zielbewußte und gedeihliche Seelsorge.“ Kanon 53 sagt: „Der Pfarrer benütze jede Gelegenheit, die ihm anvertrauten Seelen immer näher kennenzulernen. Er vergesse dabei nicht, daß auch Nichtkatholiken zum Bereiche seiner Seelsorge gehören . . . die pastoralen Hausbesuche geben reichlich Gelegenheit, mit den Gläubigen in Fühlung zu kommen.“ Eigentlich ist es fast verwunderlich, daß die Hausbesuche hier nicht zur ausdrücklichen Pflicht gemacht werden. Andere Diözesen sind in dieser Hinsicht weiter gegangen. So bestimmt die Diözesansynode Münster schon 1924: „Es ist strenge Berufspflicht aller Seelsorger in Stadt und Land, in großen und kleinen Gemeinden die Hausseelsorge planmäßig zu betreiben. Jede Familie soll womöglich alljährlich wenigstens einmal besucht werden.“ Wir dürfen also zusammenfassend sagen: Die Hausseelsorge ist eine uralte, aber für jede Generation immer wieder neue Forderung, die bereits in den Evangelien und der Apostelgeschichte grundgelegt, im Trienter Konzil verankert, im Rituale Romanum ausgesprochen und von den bedeutenden Pastoraltheologen bis auf unsere Tage herauf stets eindringlich gelehrt wird.

Eine Zusammenschau gerade der Stimmen aus unserer Zeit soll die Begründung und Aktualität der pastoralen Hausbesuche eingehender aufweisen. Allen voran hat der unvergeß-

liche Wiener Pastoraltheologe Dr. Heinrich S w o b o d a in seinem grundlegenden Werk „Großstadtseelsorge“, das schon vor 43 Jahren erschien, eingehend und tiefgründig zu diesem Problem Stellung genommen: „Gehen wir etwas näher ein auf unsere auch an die Großstadtseelsorger gerichtete Hauptforderung, die des systematischen persönlichen Kontaktes. Dieser Kontakt wird in der Gesamttendenz des Geistlichen, überall Anschluß zu suchen, verwirklicht. Die naheliegendste Form des Kontaktes ergibt sich bei einem geregelten, taktisch und taktvoll ausgenützten, aber immer nur seelsorglichen, nicht allgemein gesellschaftlichen Hausbesuch. Es ist kein zweckloses, zeitraubendes treppauf und treppab, auch die Engel sah der Patriarch über die Stufen auf- und niedersteigen. Wohl aber wird damit nach Volkscharakter und Bedürfnis eine allgemeine Regel zu detaillieren sein. Wo immer sich Gelegenheit zu solchen seelsorglichen Besuchen bietet, sind dieselben gewissenhaft und von Amts wegen zu benützen, auch dort oder richtiger besonders dort, wo der systematische, mehrmalige Hausbesuch, wie wir ihn in England, respektive in London fanden, nicht in Übung wäre. In dieser Systematik liegt die beste Gewähr gegen alle Gefahren. Gerade in Großstädten sind die Pfarrkinder daran zu gewöhnen, daß der Besuch des Seelsorgers nicht etwas Schreckhaftes an sich habe, nicht wie mancherorts, und zwar nur in Großstädten, das Erscheinen des Geistlichen die Hausleute zur Frage veranlaßt, ob es dem Kranken ‚schon so schlimm‘ gehe. Die allerbeste, den Regeln der Höflichkeit und den Anforderungen des Seeleneifers entsprechende Veranlassung des systematischen Hausbesuches findet sich beim Amtsantritt. Der Pfarrer macht seinen Antrittsbesuch . . . Nicht nur bei den Notabilitäten der Gemeinde, sondern bei allen, deren unsterbliche Seelen ihm überwiesen sind, stellt er sich vor, spricht einige freundliche Worte, ladet die Leute zur Kirche ein, stellt Rat und Tat zur Verfügung, ohne lästig zu fallen — alles lauter selbstverständliche, in der Situation motivierte Dinge und an sich durchaus nicht ein außerordentliches Mittel. Das muß auch in Paris und Wien und in Budapest möglich sein. Und wenn dieser friedliche Weg hie und da von Dornen überwuchert ist, die der gute Hirte bekanntlich nicht scheut, werden solche Erfahrungen ihn sogar rasch und klar orientieren. Er lerne nur seine Gemeinde kennen und sie ihn in seinem Seeleninteresse, seinen edlen Sitten und seiner Geduld. Gewiß wird aber die ehrende Mühe, die er sich gegeben, die Herzen aller Gutgesinnten rascher als irgendein anderes, exotisches Mittel ihm zuführen. Viele werden den Besuch erwidern, manche, die meinten, daß sie der Pfarrer nichts angehe, werden anschaulichst vom Gegenteil überzeugt, sogar aufgerüttelt. Feindselige fühlen sich vor die Entscheidung gestellt, und vielleicht wird mancher Saulus den Stachel in seiner Seele deutlicher empfinden. Eigentlich ist mit diesem Vorschlag gar nichts Neues gesagt, nur die Anregung für die Groß-

stadt dürfte manchen überraschen — um so notwendiger wäre sie dann. Aber ‚neue Bahnen‘ im Sinne von Neuerungen sucht dieser uralte Hirtenweg nicht auf.“ (S. 294 ff.) Swoboda hat dann im folgenden die Bestimmungen einer Reihe von Provinzialkonzilien zusammengestellt, die den Hausbesuch zum Gegenstande haben. Am eindringlichsten handeln davon, schon vor fast 100 Jahren, die Konzilien von Quebec (1854) und Cincinnati (1858): „*Parochus . . . non officio suo satisfacisse arbitretur, si domi inclusus expectet, ut ad ipsum veniant parochiani. Semper equidem valuit sed hisce praesertim temporibus valet hoc praeceptum Domini: Ite ad oves, quae perierunt domus Israel . . .*“ Zur selben Zeit heißt es in einer Bestimmung in Albi (Frankreich) 1850: „*. . . ferme necesse est, ut omnes per singulas domos identidem invisat.*“ Swoboda nennt schließlich diesen seelsorgerischen Weg, der von manchen als Heroismus angesehen wurde und wird, nur ein „medium ordinarium, in unseren Großstädten Pflicht, doppelt begründet in dem wechselseitigen Fremdsein ihrer Bewohner“.

Auf einer der großen Wiener Seelsorgertagungen sprach 1932 der bekannte Propst Dr. Josef Weingartner von Innsbruck mit besonderem Nachdruck über die Notwendigkeit der pastoralen Hausbesuche: „Ganz selbstverständlich sollte es sein,“ sagte er, „daß der neue Pfarrer bald nach seinem Einstand seine ganze Pfarrei besucht. Ich weiß, daß bei uns auch das in den weitaus meisten Fällen nicht geschieht, aber ich halte das, und zwar auch in der kleinsten Landgemeinde, für einen offenkundigen und sehr bedauerlichen Mangel. Der Seelsorger wird mit seiner Pfarrei viel schneller, viel inniger und viel allgemeiner zusammenwachsen, wenn er den Leuten diese Aufmerksamkeit erweist . . . Auch dort, wo man sich zu den allgemeinen Pfarrbesuchen nicht entschließen kann, sollte man wenigstens diese Besuche aus konkreten Anlässen systematisch einführen. Sie beanspruchen nicht so viel Zeit und sind auch sonst weniger schwierig, weil das Gesprächsthema ja von selber gegeben ist, und die Leute sind von der Aufmerksamkeit fast durchwegs angenehm berührt und außerdem bei freudigen als noch mehr bei traurigen Ereignissen für pastorale Einwirkungen leichter zugänglich. Aber zu ersetzen sind die allgemeinen Besuche nicht, weil man nur durch sie mit der ganzen Pfarrei in Beziehung kommt.“

Pfarrer Stephan Berghoff schreibt in seinem Buche „Zeitgemäße Seelsorge“ (1939) zu unserem Kapitel u. a. folgende Sätze: „Die Seelsorge in der Industriegemeinde muß zu einem großen Teil Hausseelsorge sein. Bleibt der Geistliche auf seiner Burg und geht er nicht durch die Häuser seiner Gemeinde, so fällt er von einer Selbsttäuschung in die andere. Er rühmt sich seiner guten Gemeinde und weist mit Stolz auf die gefüllte Kirche hin, aber er weiß nicht, daß es Straßenviertel gibt, in drei Minuten Entfernung, wo von zehn Familien fünf nicht zur Kirche gehen, daß auf einer

Straße fünf Paare nicht kirchlich getraut sind. Bleibt der Geistliche auf seiner Burg und geht er nicht durch die Häuser seiner Pfarrei, so erfüllt er seine Pflicht nicht ganz. Ein hartes, aber wahres Wort. Der gute Hirt geht den verlorenen Schafen nach, sucht und rettet sie. Besucht der Geistliche in regelmäßiger Hausseelsorge die Familien seiner Gemeinde, dann geht in ihm und mit ihm Christus segnend durch die Häuser . . . Sooft ich die Stunden der Hausseelsorge hinter mir habe, bin ich voll stiller Freude. So hat sich wohl der gute Hirt gefreut, als er nach seinem Wirken unter den Leuten abends allein in der Herberge war.“ (S. 91.)

Constantin N o p p e l, der Verfasser des Werkes „Die neue Pfarrei“, weiß im gleichen Jahre, 1939, folgendes zu sagen: „Eine Hauptsorge des Pfarrers ist ferner, gerade mit den Familien die persönliche Fühlungnahme herzustellen, also vor allem den Hausbesuch in den Familien zu pflegen. Dadurch erhält er die Möglichkeit, an der Quelle des Lebens auf die Gestaltung einer christlichen Lebensordnung, christlichen Brauchtums hinwirken zu können. Gerade auf dem Wege über den planmäßigen Familienbesuch um die Mittagsstunde, wenn alles um den Tisch versammelt war, hatte zum Beispiel der hl. Pfarrer von Ars in verhältnismäßig kurzer Zeit seine religiös völlig abgestandene Pfarrgemeinde in Christus erneuert.“ (S. 172/3.)

Der verstorbene Pfarrer Dr. Konrad Metzger aus Breslau versucht in seiner kleinen, aber ganz kostbaren Arbeit „Seelsorge auf der Straße und in den Häusern“ (1945) zu verdeutlichen, wie, geschichtlich gesehen, uns der Weg aus dem Pfarrhof herausführt: „Der hl. Märtyrerbischof Ignatius gibt in seinem Brief an Polycarp den Rat: ‚Suche alle beim Namen.‘ Dieses urchristliche Wort hat dem Seelsorger viel zu sagen. Es kann seine Grundhaltung gegenüber der Gemeinde wesentlich beeinflussen. Er wird es mit der Feier der Eucharistie, der Spendung der Sakramente, der Führung durch das Kirchenjahr in Predigt und Vortrag nicht bewenden lassen und sich grundsätzlich nicht auf die beschränken, die ins Gotteshaus, ins Pfarrhaus kommen. Er wird alle, die zu seiner Gemeinde gehören, ‚suchen‘, nicht ruhen, bis er sie ‚beim Namen‘ rufen kann, das heißt, ihnen nahe gekommen ist, ihre innerste Gesinnung kennt. Es kommt nicht zuerst darauf an, wie weit er das erreicht, sondern darauf, daß ihm das Ziel vorschwebt. Daraus ergibt sich eine bestimmte Grundhaltung. Sie ist nirgends so fein ausgedrückt wie in den Hirtengleichnissen Jesu. Der palästinensische Hirt lebt ganz unter den ihm anvertrauten Schafen. So muß der Seelsorger aus dem Gotteshaus herausgehen und die Seinigen betreuen, indem er die Lebensgemeinschaft mit ihnen zu verwirklichen sucht. Es leidet ihn dann nicht bei seinen Büchern und Akten, in den Bequemlichkeiten seines Hauses. Er reißt sich immer wieder los, ist mehr unter den Seinen als in der Geruhlosigkeit seines Hauses, das ihn leicht zu feiner Selbstsucht verleiten

kann. Uns Seelsorgern, die wir eine Jugend mit Büchern und Studien verlebten, kostet diese Grundhaltung stets neue Mühe. Sie ist vielem, was uns sehr lieb geworden, entgegengesetzt. Hat etwa gar der Mitbruder recht, der einmal sagte, wir seien alle durch einseitiges Studium ‚verdorben‘ und müßten ‚umlernen‘? Sicher hat er übertrieben und doch sagt er etwas Richtiges. Ein alter Priester, der in seiner Gemeinde sehr angesehen war, wurde einmal bei einem Essen von seinem Nachbar gefragt: ‚Herr Pfarrer, man sieht Sie ja gar nicht.‘ Der Priester antwortete: ‚Kommen Sie jeden Sonntag in die Kirche, dann sehen Sie mich.‘ Diese Antwort kennzeichnet deutlich die Haltung längst vergangener Seelsorge. Einerseits soll nicht verkannt werden, was sich hier zeigt. Der Priester sucht die Seinen überall, wo sich Gelegenheit bietet; anderseits ist aber hier verkannt, was der Laie meinte und wünschte: der Seelsorger soll aus seinem Bau heraus. Einst waren die Zeiten geistig so gelagert, daß die Leute zum Pfarrer kamen. Das war jene Zeit, in der der Priester Standesherr in mannigfacher Form war, in der Gotteshaus, Schule, Kirchhof und Pfarrhof ein oft noch äußerlich abgegrenzter heiliger Bezirk waren. Das hat sich geändert. Oft stehen heute unsere Kirchen in der Straßenzeile, ja unter Hinterhäusern. Der Pfarrer sitzt in einer Mietwohnung; ja manchmal ist er nur Untermieter. Die Zeit drängt also den Seelsorger hinaus unter die Seinen. Verstehen wir diese Entwicklung, die wir nicht aufhalten können? Der Typ Seelsorger, den die Zeit fordert, ist heute noch nicht allzuhäufig.“

In dem neuesten Werk über Hausseelsorge „Franziskus in der Großstadt“ (Luzern 1953), für das alle Pfarrer sehr dankbar sein müssen, schreibt Reinhold Wick: „Die Erfahrung aber, daß die bisherigen Seelsorgemethoden religiös Entfremdete nicht mehr erfassen und zurückführen, ist eine so allgemeine, daß die persönliche Kontaktnahme mit ihnen vorab in der Form einer Hausmission zu einer besonderen Zeitnotwendigkeit geworden ist. Wenn die Menschen nicht zur Kirche gehen, muß die Kirche zu den Menschen gehen.“ Die Hausmission der Kapuziner in Zürich ist aber nur eine besondere Form des pastoralen Hausbesuches, insofern er zwar im Auftrag der Pfarre, aber nicht von den pfarr-eigenen Seelsorgern durchgeführt wird. Freilich versucht der lang-jährige Leiter der Züricher Hausmission den Nachweis zu liefern, daß der ordentliche Pfarrklerus keine Zeit für die Hausmission haben könne, also für regelmäßige, systematische Hausbesuche. Es ist eine gefährliche Sache, solches zu tun. Zudem lassen sich auch Gegenstimmen und Gegenbeweise anführen. Sicher wird jeder einsichtige Pfarrer einen Hausmissionär herzlich willkommen heißen. Aber deswegen sollen und dürfen der Pfarrer und seine Kapläne um keinen Hausbesuch weniger machen. Im Gegenteil! Das täglich erlebte Beispiel soll zu noch größerem Eifer anregen. Also auch hier gilt richtiger das weise „Sowohl als auch“.

Sehr treffend bemerkt Wick: „Noch verwenden wir zu viel Zeit und priesterliche Seelsorgekräfte für die Wohlbehüteten der Herde Gottes. Wohl 95 Prozent aller Seelsorgekräfte dienen ihnen, während für das Heer der Fernstehenden und Erschlagenen des Glaubens und der Seele die restlichen 5 Prozent genügen sollten. Da fehlt es an Verantwortungsbewußtsein gegenüber den Verlorenen der heiligen Kirche . . . Mit Entsetzen müssen wir feststellen, daß man für die 20 oder 30 Prozent religiöser Praktikanten so viel Kraft aufwendet, indes für die restlichen 70 oder 80 Prozent einige wenige Brosamen vom Tische des Herrn abfallen.“ (S. 46.) Hier wäre einzusetzen. Auch von der Landseelsorge sagt Wick: „Auch auf dem Lande liegt der Hauptteil der Seelsorgearbeiten vor der Kirchentüre. Es ist mit den Forderungen der Zeit kaum vereinbar, wenn der Dorfgeistliche nur einmal im Jahre außerdienstlich in die Häuser kommt. Zumal, wenn er den vorgeschriebenen Hausbesuch mit einer Sammlung verbindet und in fünf Minuten erledigen will. Die Seele des Dörfers lernt man nur im vertrauten Umgang kennen . . .“ (S. 47.)

Auf die Hausseelsorge weisen schließlich die wahrhaft programmatischen Ausführungen der beiden letzten Päpste hin, die wieder einmal beweisen, wie der oberste Hirte der Kirche auch dem letzten Seelsorger auf dem Lande immer die vordringlichsten Seelsorgemethoden für die gegenwärtige Zeit aufzuzeigen vermag. Im Jahre 1946 sagte P i u s X I I. in seiner Ansprache vor den Fastenpredigern und Pfarrern Roms u. a.: „In der Sorge um die gegenwärtigen Verhältnisse ermahnen Wir euch nochmals, als Seelenhirten euren Eifer nicht auf jene zu beschränken, die schon von selber am kirchlichen Leben teilnehmen, sondern auch mit nicht geringerem Eifer die Verirrten aufzusuchen, die fern von ihm leben. Diese sind, wie ihr wißt, schweren Gefahren ausgesetzt, jedoch nicht unrettbar verloren. Viele, vielleicht die meisten, können noch gewonnen und auf den rechten Weg zurückgerufen werden. Alles hängt davon ab, Kontakt mit ihnen zu nehmen. Was sie vom Priester erwarten, ist die Uneigennützigkeit und der Sinn für Gerechtigkeit. Weder das eine noch das andere geht euch ab, geliebte Söhne, die ihr beides jeden Morgen vom Erlöserherzen selber erhaltet. Machet die Annäherung an jene, welche sich der Kirche entfremdet haben, das Zusammenleben mit den Mühseligen und Beladenen zum beherrschenden Ziel eurer Gedanken, zum Geheimnis und sozusagen zur Seele eures priesterlichen und apostolischen Wirkens.“ Und in der Enzyklika „Divini Redemptoris“ hatte bereits P i u s X I. erklärt: „Mit väterlichem Wohlgefallen begrüßen Wir die eifrigen seelsorglichen Bemühungen so vieler Bischöfe und Priester, die — Wir hoffen immer mit der notwendigen Klugheit — neue Methoden des Apostolats ersinnen und erproben, die den Forderungen unserer Zeit mehr entsprechen. Daher mögen sie den größeren Teil ihrer Kräfte und ihrer Tätigkeit

darauf verwenden, jene Kreise mit dem Geiste des Christentums zu durchdringen, die ihn am wenigsten besitzen.“

Nicht zuletzt sei hingewiesen auf das vorbildliche Beispiel Kardinals John Henry Newman's, der noch in der Zeit vor seiner Konversion zweimal in der praktischen Seelsorge tätig war. In einer Würdigung seines pfarrlichen Wirkens lesen wir darüber folgendes: Am 28. Juli 1824 schreibt er an seine Mutter: „Etwa vor zehn Tagen begann ich die Visitation meiner ganzen Pfarrei, ging von Haus zu Haus, fragte nach Namen, Zahlen, Berufen, wohin sie zur Kirche gingen usw. Ich habe bis jetzt ein Drittel (und zwar das achtbarste Drittel) der Bevölkerung erledigt. Im allgemeinen sind sie sehr höflich gewesen, oft sprechen sie ihren Dank dafür aus, daß ein Geistlicher sie besucht, hofften, mich wiederzusehen usw. Hatten sie die Gewohnheit, die andersgesinnten Versammlungen zu besuchen, so entschuldigten sie sich im allgemeinen mit der Ausrede, daß der Pfarrer alt sei und sie ihn nicht hören könnten oder daß die Kirche zu klein sei. Aber sie äußerten keine Abgeneigtheit, zurückzukehren.“ Die Beobachtungen Newman's über seine Hausbesuche sind höchst interessant, da er vor hundert Jahren die gleichen Erfahrungen machte, wie wir heute. Was aber sehr zu würdigen ist, ist wohl die Tatsache, daß Newman schon vor 100 Jahren den Hausbesuch als ein ordentliches Mittel der Seelsorge auffaßte und durchführte. Dabei dürfen wir eines nicht übersehen: er war Geistlicher der anglikanischen Kirche, d. h. der englischen Staatskirche, von deren Geistlichen . . . man eine derartige Seelsorge absolut nicht gewohnt war. Daher kam denn auch das große Staunen der Gläubigen über ihren neuen Pfarrverweser . . . Auch andere Erfahrungen, die wir an uns zuweilen machen, sind Newman nicht fremd. So, wenn er im gleichen Brief schreibt: „Ich habe ziemlich Angst vor den zwei Dritteln der Pfarrei, die jetzt drankommen, habe aber das Vertrauen, daß ich es gut durchbringe und so, wie ich es nur wünschen kann. Es wird etwas Großes geleistet sein; ich werde alle meine Pfarrkinder kennen und von meinen Pfarrkindern gekannt sein . . .“

Die Reihe der Zeugnisse sei beschlossen durch niemand Geringeren als den Papst, dessen Heiligsprechung vor kurzem erfolgt ist: P i u s X. Als er nach seiner Kaplanzeit in Tombolo Pfarrer von Salzano wurde, einer großen Pfarre mit zwei Kaplänen, sprach sich bald herum, daß er im Gegensatz zur bisherigen Gepflogenheit jedes Haus und jede Familie persönlich aufsuchte. Es ist kein Zufall, daß Johannes Vianney und Josef Sarto, die als Pfarrer und Seelsorger im Gegensatz zu vielen anderen Mitbrüdern den planmäßigen pastoralen Hausbesuch übten, beide Heilige waren.

Alle diese angeführten Zeugnisse und Beispiele zeigen uns die Notwendigkeit und Möglichkeit planmäßiger Hausseelsorge. Es gibt Gebiete in Deutschland, in denen die Pfarrer mit ihren Kaplänen seit Jahren planmäßig den Hausbesuch üben.

Bei einer seelsorglichen Studienreise dorthin lernte ich eine Großstadtpfarre kennen, in der der systematische Hausbesuch in folgender Weise gepflegt wird: Pfarrer und Kapläne haben sich die Pfarre aufgeteilt. Jeder Priester besucht wöchentlich 15 Familien. Der Pfarrer bespricht mit seinen Kaplänen jede Woche die gemachten Besuche. In einer anderen Pfarre der gleichen Stadt besucht jeder Pfarrseelsorger wöchentlich zwanzig Familien. Diese Hausbesuche sind für die Kapläne verpflichtend wie die Erteilung des schulischen Religionsunterrichtes oder die Seelsorgestunden. Jedes Jahr werden die von den einzelnen Seelsorgern übernommenen Straßenviertel gewechselt, so daß im Laufe von vier Jahren jeder Priester die ganze Pfarre kennengelernt hat. In einer Industriestadt ist ein Dechant trotz seiner 65 Jahre unermüdlich im Hausbesuch und steigt unverdrossen bis zu den ärmsten Dachwohnungen seiner Pfarrkinder hinauf. Freilich konnte mir auch einer dieser Pfarrer mit viel Freude mitteilen, daß es in seiner Pfarre mit etwa 9000 Einwohnern seit längerem keine einzige nicht kirchlich geschlossene Ehe gibt. Alle möglichen Fälle wurden konvalidiert. Alles Frucht der persönlichen Seelsorgerbesuche! In einer anderen Stadt, deren Hauptpfarre 20.000 Katholiken zählt, hat der dortige Pfarrer im Laufe etlicher Jahre bereits zweimal alle Häuser und Wohnungen seiner Pfarre aufgesucht, und seine Kapläne unterstützen ihn eifrig. In England und in Holland ist der systematische Pastoralbesuch seit langen Jahren eine so selbstverständliche Einrichtung, daß darüber gar nicht debattiert wird.

Gegen die Möglichkeit, bzw. Realisierbarkeit der Hausbesuche werden verschiedene Einwände geltend gemacht. Es ist interessant, was Propst Weingartner zu den üblichen Einwänden sagt: „Ich weiß, wie viele Einwände gegen die Hausbesuche erhoben werden. Im wesentlichen lassen sie sich auf zwei zurückführen: in großen Pfarreien nicht möglich, in kleinen Pfarreien nicht notwendig! Ich kenne die Einwände, weil ich sie selber machte und mich mit ihnen gegen die im Grunde meines Herzens klar erkannte, aber lästige Aufgabe fünf Jahre lang wehrte. Seitdem ich aber die große, mehr als 20.000 Seelen umfassende Pfarrei einmal und die größere Hälfte auch schon selber zweimal besucht habe und außerdem auch meine Herren Kooperatoren fleißig mithelfen, weiß ich auch, daß die Einwände nicht stichhältig sind, und wenn ich, der ständigen Anstrengung müde, einmal eine längere Pause eintreten lasse, treibt mich immer das schlechte Gewissen, doch wieder anzufangen.“ (Auf der 1. Seelsorgertagung in Wien!)

Es ist in der Tat so: Wir Seelsorger und Pfarrer haben für alles Zeit — nur nicht für Hausbesuche. Weil wir uns hiefür keine Zeit nehmen — wollen. Ich bin tief überzeugt, daß auch der vielbeschäftigte Seelsorger mit der Zeit seine Pfarre ganz kennenlernen kann. Wo ein Wille, da ein Weg. Er wird andere Arbeiten zurückstellen um dieser willen. Er wird dann sein Vorhaben auszuführen

vermögen und wohl nur dann, wenn er sich eine festgesetzte Zeit für diesen Zweck zurechtlegt: einen bestimmten Tag in der Woche, bestimmte Stunden an bestimmten Tagen. Das hilft viel. Sagt doch ein sehr erfahrener Stadtpfarrer: „Ständige Hausbesuche sind so lästig, daß sich jeden Tag ein triftig aussehender Gegengrund einstellt. Man kann sie also nur durchführen, wenn man für sie eine ganz bestimmte Zeit freihält, sie für diese Zeit als Hauptaufgabe und Hauptarbeit betrachtet, und sich, ganz besondere Ausnahmen abgerechnet, durch keine Entschuldigungen und andere Arbeiten von ihnen abhalten läßt. Sonst kommt man mit ihnen ganz bestimmt nicht vorwärts.“

Die gegebenen A n l ä s s e für den Hausbesuch seien hier nochmals zusammengefaßt: Hochzeiten, Taufen, Sterbefälle, Erstkommunionen, Erkrankungen, materielle Notfälle. In diesen und ähnlichen Fällen sind die Familien von vornherein für den priesterlichen Besuch empfänglich, man versteht das Kommen, ist um Gesprächsstoff auf beiden Seiten nicht verlegen. Was aber dann, wenn kein konkreter Anlaß gegeben ist? Dann einfach und ehrlich als Grund des Besuches angeben, daß man sich kennenlernen, Kontakt finden wolle, da man seit kurzem oder auch schon so lange in der Pfarre wirke. Das gilt für den Pfarrer wie für den Kaplan. Man möge auch keine Scheu haben, im Gespräch direkt auf das Religiöse hinzusteuern. Letztlich erwarten es die Leute. Sehr praktisch ist es, mit der Karteikarte in der Hand die Familienverhältnisse zu überprüfen, wobei verschiedene Ergänzungen angemerkt werden, wie kirchliche oder standesamtliche Trauung, Erstkommunion, Firmung der Kinder, Besuch der Seelsorgestunde usw. Dadurch ist man ungezwungen sogleich im Seelsorglichen drinnen. So etwa, wie es die Hausmissionäre machen.

Das Schwerste beim pastoralen Hausbesuch ist, auch wenn wir schon wissen, was und wie wir mit den Menschen sprechen, — das Anklopfen, das Anläuten an der Türe. Das kostet oft ungeheure Überwindung. Ich gestehe offen, daß mir mancher Hausbesuch schwerer ankam als das Antreten zu einer theologischen Prüfung. Ich will ehrlich sagen, daß ich mitunter einige Male am Hause vorbeiging, bis ich endlich eintrat, daß ich so und so oft erleichtert aufatmete, wenn die Türe verschlossen blieb; daß ich bisweilen auch bis zum Haus hinging und, ohne angeklopft zu haben, wieder den Weg zum Pfarrhof zurückging. Viel, sehr viel Überwindung lag auf meinen pastoralen Besuchen, und niemand ahnte es. Man meinte eher, ich tue dies aus Liebhaberei. Aber auch mancher Segen Gottes lag auf diesen Besuchen, wohl gerade deshalb. Wer einmal mit ihnen begonnen, weiß: Das ist der Weg, den wir heute immer zu gehen haben. Da, wo Mensch und Mensch sich gegenübersteht, ist wirkliche Hirtenarbeit am Werk, und der Priester wird die heilige Unruhe hin zu den Menschen nie mehr ganz los werden. Tief bereichert bin ich nach jedem Besuch heimgekommen.

Ich habe immer wieder dabei die Pfarre erlebt, mir wurde sie keine Illusion, sondern konkrete Wirklichkeit. Ich hatte jedesmal nachher das erlösende Bewußtsein: das war keine verlorene Zeit, das war Hirtensorge, jetzt bist du Herrenwege gegangen. Und man hat wieder mehr Achtung vor sich selbst gehabt. Vielleicht ist das eben ein Gradmesser für die Selbstlosigkeit von Pfarrbesuchen, der uns vor Selbsttäuschungen bewahrt: Je unlieber man in eine Wohnung tritt, je mehr Überwindung der Besuch kostet, um so mehr Seelsorge steht dahinter.

Wie steht es nun mit dem Erfolg? Zumeist entzieht sich uns der tatsächliche Erfolg, wie dies bei der Seelsorgearbeit fast durch- aus der Fall ist. Diese wird immer ein Wirken auf weite Sicht bleiben. Wir dürfen gar nicht nach dem augenblicklichen Erfolg fragen. Wir dürfen nur nach dem Sinnvollen einer Handlung fragen und, können wir dies bejahen, sie auch setzen. Die einen werden säen, die anderen, die Späteren, einmal ernten. Und doch, dies alles vorausgesetzt, läßt sich mancher greifbare Erfolg aufzeigen.

1. Der Pfarrer kennt seine Pfarrgemeinde und umgekehrt. Der Kontakt ist da.

2. Der Seelsorger merkt den Erfolg in der Schule. Er stößt bei den Kindeseltern, die er besucht hat, auf weniger Schwierigkeiten. Sie arbeiten mit, stehen dem Religionslehrer mehr zur Seite.

3. Es erregt kein Aufsehen mehr, wenn er eine Familie besucht. Die Pfarrbewohner lassen dadurch auch leichter den Geistlichen zum Kranken kommen. Die Hausbewohner sind nicht dem Gespötte der anderen ausgesetzt. In guten und schlechten Tagen besucht der Seelsorger alle. Dieses Plus müssen wir sehr hoch ansetzen. Die Scheu vor dem Geistlichen schwindet.

4. Man wird mehr begrüßt, obwohl ich persönlich durchaus der Meinung bin, daß der Seelsorger, soweit es möglich ist, zuerst grüßt.

5. Durch den regen Kontakt bewahren wir uns vor Weltfremdheit, öffnen den Blick für die konkrete Wirklichkeit.

6. Die Volksverbundenheit des Priesters wird sichtbare Tatsache.

7. Durch regelmäßige Hausbesuche gewinnen wir ungemein viel für Katechese, Predigt und Pfarrblatt. Predigt und Katechese greifen mehr in die Wirklichkeit und in das volle Leben. Das Pfarrblatt wird die momentanen Fragen, die im Volke lebendig sind, beantworten, und es wird auch mit größerem Interesse gelesen, „denn man kennt doch den Herrn Pfarrer“.

8. Uns wird mehr und mehr ein ganz großes Verstehen der Menschen geschenkt, wir lernen sie in ihren tausend Hemmungen und Schwierigkeiten kennen: „Richtet nicht, schimpft nicht, verdammt nicht!“ Es wird das unendlich große Erbarmen über uns kommen, das auch dem Herrn Jesus zu eigen war.

9. Unser Beten und Bitten vor Gott für die Gemeinde wird lebensnäher und intensiver werden.

10. Mitunter stellt sich auch ein unmittelbarer Erfolg ein, der gar nicht erhofft wurde. Ich habe erlebt, daß „bessere Kreise“ nach meinem Besuch ihren Gegenbesuch abstatteten, indem sie am nächsten Sonntag in der Kirche zum Gottesdienst erschienen und dann in den Pfarrhof herüberkamen, um sich über die Art der Meßfeier lobend auszusprechen.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen, wenngleich man sich über diesen Gegenstand noch stark in das einzelne verbreitern könnte. Doch das Thema lautete in weiser Beschränkung: Der pastorale Hausbesuch, seine Notwendigkeit und Möglichkeit. Ich habe versucht, aufzuzeigen, daß der regelmäßige Hausbesuch in der Tat überaus notwendig ist, daß er aber auch, wie uns die Beispiele zeigten, selbst in der Großpfarre möglich ist. (Unter Verwendung des Buches des Verfassers: **Hausbesuche eines Seelsorgers**. Tagebuchaufzeichnungen eines Jahres. Wien 1946, Verlag Mayer & Comp.)

Pastoralfragen

Scheinzivilehe erlaubt? In einer Pastorkonferenz wurde ein Fall besprochen, den vor mehreren Monaten ein katholisches Wochenblatt berichtet hat: Ein katholischer Beamter heiratete eine Geschiedene standesamtlich, aber nur zum Scheine, d. h. ohne Ehewillen, nur zu dem Zwecke, um der Frau eine Pension zu sichern. Die beiden wollten auch nur wie Bruder und Schwester mitsammen leben. Sie glaubten, eine solche Scheinehe sei erlaubt und sie könnten deshalb auch weiterhin zu den Sakramenten gehen, da sie ja vor der Kirche und vor Gott nicht verheiratet seien. In diesem ihren Glauben, so berichtete das Blatt, habe sie auch eine kirchliche Rechtsstelle zustimmend bestärkt. Die Meinungen der anwesenden Priester über die Erlaubtheit einer solchen Scheinehe gingen auseinander. Die einen waren der Ansicht, man könne dagegen nicht viel einwenden; die zivile Trauung sei doch nur eine Formsache, eine leere Zeremonie. Andere äußerten Zweifel an der Erlaubtheit. Wieder andere meinten, man könne ein solches Vorgehen zwar nicht verbieten, aber man solle davon abraten. Wie soll man über den genannten Fall urteilen?

In dem Kasus geht es um die Frage, ob es sittlich erlaubt sei, eine standesamtliche Ehe zu schließen nur zu dem Zwecke, um sich die Rechtswirkungen einer staatlich anerkannten Ehe, z. B. eine Pension, zu sichern. Die Antwort wird im allgemeinen lauten müssen: Eine solche Scheinehe ist nicht erlaubt, 1. wegen des staatlichen Ehegesetzes, 2. wegen der *Occasio proxima peccandi*, 3. wegen des Ärgernisses.

1. Can. 1016 des CJC. sagt: „Baptizatorum matrimonium regitur iure non solum divino, sed etiam canonico, salva competentia civilis